

Gleichgeschlechtliche Liebe - Gleichwertigkeit der Lebensformen der Geschlechter?¹

Professor Dr. Ulrich Eibach, Bonn

1. Die kirchliche Diskussion als Spiegelbild gesellschaftlicher Verhältnisse

Die kirchliche Diskussion über homosexuelle Lebensformen ist im Zusammenhang mit den Veränderungen der Wertvorstellungen und Lebensstile in unserer Gesellschaft zu sehen. Seit den 1960ziger Jahren hat sich ein Wandel gesellschaftlicher Verhältnisse vollzogen, der als Freisetzung des Einzelnen aus sozialen Vorgegebenheiten und als Zuwachs an individueller *Selbstverwirklichung* gekennzeichnet werden kann.² Deren Kern bildet das Streben nach *Autonomie* und persönlichem *Glück*. Dementsprechend ist *gut, was mir gut tut*. Da das nur jeder selbst entscheiden kann, kommt es zu dem, was man als die "postmoderne Beliebigkeit" bezeichnet, die nur noch eine moralische Norm als konsensfähig anerkennt: *Alles, was dem eigenen Glück dient, ist erlaubt, sofern es die Billigung des anderen erfährt, durch den und mit dem man sein Glück erstrebt*, das nicht zuletzt in der "Liebe" gesucht wird. Liebe - verstanden als nicht objektivierbares und letztlich inhaltsleeres Gefühl der Beglückung - wird zur "irdischen Religion".³ Deshalb soll jeder die seinen privaten Bedürfnissen am besten entsprechende Lebensform selbst wählen, konstituieren und auch wieder auflösen können. Lebensformen sind ins Ermessen und Belieben des Einzelnen gestellt und infolgedessen "gleichwertig" und auch auswechselbar und beliebig.

Die Vorstellung, daß die Lebensformen der Geschlechter frei zu wählen und als frei gewählte *gleichwertig* sind, stellt die in der Gesellschaft zunehmend akzeptierte Ausgangsbasis des kirchlichen Streits dar. Sie wird allerdings in kirchlichen Stellungnahmen dadurch eingeschränkt, daß man die Gleichwertigkeit nur gegeben sieht, wenn bestimmte "innere Kriterien" in der Gestaltung der Lebensformen eingehalten werden. Man geht dabei von einer Entgegensetzung von kulturell *vorgegebenen*, angeblich nur *äußeren Lebensformen* einerseits und ihrer *inneren Gestaltung* andererseits und davon aus, daß nur letztere ethisch entscheidend sei. Diese Entgegensetzung verdankt sich in erster Linie dem postmodernen Individualismus. Gerade dieser zeitbedingte Ausgangspunkt der Befürwortung der Gleichwertigkeit der Lebensformen ist daraufhin zu prüfen, ob mit dem Wechsel der Lebensform nicht zugleich auch die angeblich in verschiedenen Formen in gleicher Weise lebbare innere Gestaltung einer derartigen Veränderung unterworfen ist, daß man kaum noch von demselben "Inhalt" in den verschiedenen Formen sprechen kann, wie es in kirchlichen Äußerungen weitgehend vorausgesetzt wird, indem man unterstellt, der Begriff "Liebe" habe in den unterschiedlichen Lebensformen dieselbe Bedeutung, und damit negiert, daß Gestalt und Inhalt der Liebe nicht zuletzt durch die jeweilige Lebensform bestimmt sind.⁴

2. Gleichwertigkeit der Lebensweisen - Gleichwertigkeit der "inneren Gestaltung"?

Die Unterscheidung von äußerer Form und innerer Gestaltung führt dazu, daß nicht mehr die homosexuelle Lebensweise an sich theologisch thematisiert werden muß, daß man sich ganz auf die innere Gestaltung dieser Beziehungen konzentrieren kann. Dabei möchte man sich auf diejenigen Menschen beschränken, die "in festen und ethisch verantwortlichen Partnerschaften leben oder dies beabsichtigen".⁵ Man will nicht nur nicht über die homosexuelle Prägung und Lebensweise an sich im Unterschied zur heterosexuellen Lebensform sprechen, sondern auch nicht über die gesamte Bandbreite der Gestaltung homosexueller Beziehungen. Damit stellt sich notwendig die Frage, ob

dieser ethische Maßstab den Besonderheiten homosexuellen Lebens gerecht wird. Kirchliche Äußerungen vermitteln den Eindruck, als seien *ganzheitlich treue* und *dauerhafte Partnerschaften* die vorherrschend gelebte Weise homosexueller Beziehungen.⁶ Die Synode der Nordelbischen Kirche⁷ fordert allerdings, die homosexuelle Praxis als "eigenwertige" Lebensform "zu respektieren". Ist damit nur gemeint, daß man sie von der biologischen und sozialen Dimension sexueller Beziehungen abkoppeln muß, also nicht am *Leitbild* einer *Ehe* messen darf, die sich zur *Familie* weitet, oder auch, daß für die innere Gestaltung der Beziehungen eigene ethische Normen gelten? Sie nennt als ethische Kriterien für die Gestaltung der Beziehungen der Geschlechter "eine verlässliche, liebevolle Gemeinschaft" und die "Wahrung der Würde des einzelnen", nicht aber die *ganzheitliche Treue* und *lebenslange Dauer* und Verantwortlichkeit. Daran wird deutlich, daß der normative Inhalt des Begriffs "Liebe" an die Gestaltung nicht lebenslanger Beziehungen der Geschlechter *angepaßt* wird.

Die Behauptung einer Gleichrangigkeit wird oft mit der umstrittenen These begründet, daß homosexuelles ebenso wie heterosexuelles Verhalten in einer "naturgewordenen" Veranlagung grundgelegt ist. Wenn man die "vorfindliche Natur" mit der "Schöpfung Gottes" identifiziert, dann wird alles "natürlich Gewordene" zum "von Gott Geschaffenen und Bejahten". Eine solche Gleichsetzung der "Natur" mit dem Werk Gottes, der Schöpfung, leugnet, daß uns in der Natur nicht nur die von Gott gewollte Schöpfung, sondern auch das sie zerrüttende Übel begegnet, das Gott nicht geschaffen und gewollt hat. Ethisch gesehen verfällt man einem "naturalistischen Fehlschluß", weil man aus dem dem "Vorfindlichen" ableitet, daß es auch sein *soll* und -theologisch gesehen - dem Willen Gottes entspricht. In Bezug auf die Bewertung der Gestaltung dieser Lebensform verfährt man aber eher umgekehrt, man geht vom ethischen *Sollen* aus und blendet dabei empirische Erkenntnisse über die Lebensweise homosexueller Menschen aus. Man unterstellt, daß alle dem *Sollen* entsprechen *können*.

Von Menschen, die homosexuelle Beziehungen eingehen, haben ca. 90% dauernd oder phasenweise oder abwechselnd Beziehungen zu beiderlei Geschlecht (Bisexualität). Der Prozentsatz derer, die ausschließlich gleichgeschlechtliche Beziehungen pflegen, wird in unserem Kulturkreis bei Männern auf höchstens 2% und bei Frauen auf ca. 1% geschätzt. Etwa 75% der Männer haben im Laufe des Lebens 100 bis weit über 500 Partner. 45 % haben ausschließlich oder überwiegend mit Jugendlichen etwa von der Pubertät an bis zum zwanzigsten Lebensjahr Kontakte. Stabile eheähnliche Partnerschaften ohne sexuelle Nebenkontakte (mit oder ohne Einwilligung des Partners) sind sehr selten.⁸ Das besagt, daß auch bei längerfristigen Partnerschaften in der Regel zwischen *sozial-personaler* und *sexueller Treue* unterschieden wird. Der homosexuelle Sexualwissenschaftler H. Kentler⁹ erklärt das wie folgt: "Der Homosexuelle kann eine Luststeigerung erreichen, indem er sich sexuelle Akte und damit das Fusionserlebnis nicht nur mit einem, sondern mit vielen Partnern verschafft - der Heterosexuelle hingegen empfindet um so größere Befriedigung, je polarer die Gegensätze zwischen ihm und dem Partner sind. Daraus folgt, daß der Homosexuelle eine Neigung zur Promiskuität hat." Die Ehe hat nach Kentler ihren Grund in der starken Neigung des Heterosexuellen, "seine Liebe einer Besitzideologie zu unterstellen". So gesehen sei Homosexualität als eine bereichernde Begabung zu betrachten, als größeres Maß an Autonomie und als Chance, zu einem um so größeren Maß an Lust- und Glückserfüllung zu gelangen, deren sich nur heterosexuell Lebende, indem sie ihre homosexuellen Neigungen und promiscuen Tendenzen aus Besitzstreben unterdrücken, unnötigerweise begeben. Noch eindeutiger äußern sich die amerikanischen Theologen (Mitglieder der "United Church of Christ") James B. Nelson und Gary D. Comstock.¹⁰ Beide sind weit davon entfernt, für homosexuelles Verhalten dauerhafte Beziehungen zu erwarten. Es gehe um die gegenseitige Bereitung von Lust. Wenn die Bedingung der Gegenseitigkeit erfüllt sei, sei gegen häufig wechselnde oder auch gleichzeitige homo- und auch bisexuelle Beziehungen, auch gegen Beziehungen zu heranwachsenden Jugendlichen nichts einzuwenden. Sinn des Menschseins sei die Erfahrung von Lust, der Orgasmus sei eine Form der "Gottese Erfahrung". Homo- und Bisexualität böten die besten "Modelle für Humanität", da sie die größte Chance eröffnen, die Fülle sexuell-erotischer Möglichkeiten auszukosten. Nicht Homo- und Bisexualität stellten das eigentliche Problem dar, sondern der "Heterosexismus", der Heterosexualität, Ehe und Familie den Vorzug gibt vor lesbischen, schwulen, bisexuellen u.a. Lebensstilen und erstere zum sozialen und ethischen Maßstab erhebt.

Auch in der Vereinigung "Homosexuelle und Kirche" (HuK) wird die Forderung nach ganzheitlicher und dauerhafter Treue nur von wenigen vertreten. Sie wehren sich gegen die Aufteilung "zwischen braven, gesellschaftlich angepaßten, unauffälligen, monogamen Homosexuellen einerseits und ... unangepaßten und promiskuen Homosexuellen andererseits"¹¹, finden die Unterscheidung als diskriminierend, fordern die volle Akzeptanz eines promiskuen und bisexuellen Lebensstils auch in der Kirche. Monogamie und eheliche Treue seien angesichts der statistischen Realitäten nur noch Ideale und Ausdruck einer Doppelmoral. Die statistischen Fakten über die gelebte Sexualität werden zur ethischen "Norm" erhoben. Auch Heterosexuelle und selbst Verheiratete lebten überwiegend "promisk".¹² "Lesbische und schwule Sexualität ist genauso wie heterosexuelle Sexualität mehr und vielgestaltiger als die auf Dauer angelegte Partnerschaft, in welcher Sexualität nur mit einem Partner gelebt wird." "Ehe ist nur noch eine unter vielen Möglichkeiten ..., anderen ein Gefährte oder eine Gefährtin zu sein" auf einer „Wegstrecke“ des Lebens.

Die empirischen Befunde machen deutlich, wie sehr homosexueller Prägung von ihr nicht ablösbare "eigenartige" und sicher vielfältige Ausgestaltungen entsprechen. Die Konsequenzen, die Vertreter der "Schwulen-Bewegung" daraus ziehen, laufen deshalb auf die Forderung der *gleichen öffentlichen und kirchlichen Anerkennung fast aller Formen homo- und auch der bisexueller Lebenspraxis* hinaus. Wer homosexuelle mit heterosexueller Veranlagung als "gleichwertig" ansehe, müsse auch die "Eigenart" und Ausgestaltung homo- und selbst bisexueller Lebensstile als "gleichwertig" respektieren, dürfe sie nicht den am Ideal der monogamen Ehe orientierten ethischen Normen unterwerfen, wie z.B. der *ganzheitlichen und dauerhaften sozialen und sexuellen Treue*. Anderenfalls führe das zur Diskriminierung von Menschen mit abweichenden sexuellen Prägungen und Praktiken. Danach verfallen die kirchlichen Äußerungen, die homosexuelles Verhalten an ethischen Normen messen, die für die Ehe gelten, also dem, was sie mit der Anerkennung, daß homosexuelle Beziehungen mit heterosexuellen gleichwertig sind, gerade vermeiden wollen, nämlich der moralischen Mißachtung von Personen mit anderen sexuellen Neigungen (z.B. bisexuellen), wenigstens dann, wenn diese Menschen so prägen, daß ihnen eine Lebensführung gemäß solchen Forderungen nur bedingt oder kaum möglich ist, dem *Sollen* also bei ihnen kein *Können* entspricht.

Diese Kritik und selbst viele kirchliche Äußerungen gehen davon aus, daß die *Person* und ihre *Würde* mit ihrem *Verhalten* zusammenfällt, die *Identität* der *Person* entscheidend durch das Verhalten oder doch wenigstens durch Veranlagung und Verhalten zugleich konstituiert wird, mithin die ethische Bewertung des Verhaltens notwendig ein Urteil über die Person und ihre Würde enthält. Nach christlicher Sicht besteht die *Würde* (Gottebenbildlichkeit) der *Person* nicht in empirisch aufzeigbaren Qualitäten und Verhaltensweisen, sondern in dem, was Gott am Menschen und für ihn tut und wozu er ihn beruft. Nach paulinisch-reformatorischer Sicht ist die Unterscheidung zwischen der *Person* und ihren *Werken* - und dazu gehört auch die Sexualität als Eigenschaft und ihre Ausprägungen im Verhalten - von grundsätzlicher Bedeutung. Ohne sie läßt sich gar nicht festhalten, daß *Personsein* und *Würde* nicht in des Menschen Anlagen und Verhalten, sondern im *Verhalten Gottes* zum Menschen begründet und deshalb unverlierbar und unverletzlich sind, daß aber dennoch jedes Verhalten und damit alle Formen des Zusammenlebens der Geschlechter einer ethischen Beurteilung unterliegen. Versteht man Würde und Identität der Person als *empirische* Größen und rechnet die jeweilige Ausprägung der Sexualität ihnen zu, so kann man das nicht auf bestimmte Ausprägungen der Sexualität beschränken, muß dies auch für die Bisexualität, die Transsexualität, aber letztlich auch für Formen wie die sadomasochistische Sexualität u.a. gelten lassen, wenigstens sofern sie im gegenseitigen Einverständnis gelebt werden und jeder daraus "Gewinn" erzielt. Dies macht deutlich, daß es nicht berechtigt ist, die jeweilige sexuelle Prägung als das entscheidende Merkmal der Identität der Person auszugeben und dann z.B. von der "Lesben", dem "Schwulen" zu sprechen. Nur bei einer Identifizierung von sexueller Lebensform mit der Würde und Identität der Person

wäre eine Bestreitung dessen, daß die homosexuellen Lebensformen mit den heterosexuellen gleichrangig sind, eine Diskriminierung im Sinne einer Infragestellung der Würde der Person, nicht jedoch dann, wenn man Personsein und Personwürde von der Ausprägung des sexuellen Lebensstils unterscheidet. Theologisch gesehen kommt es gerade darauf an, daß die wahre *Identität* des Menschen in dem Leben besteht, zu dem Gott ihn bestimmt hat. Diese Bestimmung bleibt auch dann bestehen, wenn der Mensch ihr aufgrund seiner Veranlagung nicht entsprechen kann oder sie willentlich nicht erfüllt. Eine ethische Bewertung des Lebensstils muß und darf also ebensowenig zur Verurteilung der Personen führen, die in ihnen leben, wie die Achtung der Würde der Person eine ethische Bewertung ihrer Werke und damit ihres Lebensstils ausschließt. Aus der Gleichheit in der Würde der Person ist nicht die Gleichwertigkeit der Werke und damit der Lebensformen der Geschlechter abzuleiten. Kirchliche Äußerungen, die nur die innere Gestaltung der Lebensformen in Blick nehmen, bleiben auf der Ebene der Werke. Wenn sie hierin eine Gleichrangigkeit der Lebensformen behaupten, so muß dies entweder zur postmodernen Beliebigkeit aller Lebensstile und ihrer theologischen Rechtfertigung führen oder zur Diskriminierung derjenigen Menschen als Personen, die nicht oder kaum entsprechend diesem Gleichheitspostulat leben *können*.¹³ Dies ist nur zu vermeiden, indem man die Würde und Identität der Person von ihren sexuellen Lebensform unterscheidet und letztere sowohl hinsichtlich ihrer *vorgegebenen Prägung* wie auch ihrer *praktischen Ausgestaltung* den ethisch zu beurteilenden Werken zurechnet.

Aus diesen Ausführungen ergibt sich, daß die Frage, ob die homosexuelle Lebensform an sich der Bestimmung Gottes für das Leben entspricht, nicht dadurch hinfällig wird, daß man das Augenmerk allein auf deren "innere" Gestaltung lenkt und - unter Ausblendung der biologischen und sozialen Dimensionen der Sexualität - Gleich- und Ähnlichkeiten mit der heterosexuellen Lebensweise und der Ehe herausstellt und dabei zugleich die quantitativ weitaus häufigsten Ausgestaltungen von Homosexualität (Bisexualität, promiske Lebensstil u.a.) verschweigt. Bei Berücksichtigung der statistisch häufigsten Ausgestaltungen kann man nicht darüber hinwegsehen, wie sehr die Ausprägung dessen, was jeweils mit den Begriffen "Liebe" und "Treue" bezeichnet wird, von der angeblich nur äußeren Lebensform abhängt. Die ethische Beurteilung homosexueller Praxis kann nicht allein auf *eine* Ausprägung (partnerschaftliche oder gar nur sozial und zugleich sexuell treue und dauerhafte Beziehungen) begrenzt werden, sondern ist wenigstens unter Berücksichtigung der statistisch häufigsten Formen zu vollziehen, in denen der Begriff "*Liebe*" durchaus nicht mit den für den biblischen Begriff "*Liebe*" konstitutiven inhaltlichen Konkretionen, der *ganzheitlichen* und *lebenslangen Treue* und *Verantwortung füreinander*, verbunden wird und doch auch für solche Beziehungen der Begriff "*Liebe*" als Prädikat beansprucht wird, die dann - wenn schon nicht eine völlig beliebige so doch - eine völlig andere Gestalt hat. Damit wird einerseits deutlich, daß die Frage nach der Gestaltung gleichgeschlechtlicher wie geschlechtlicher Beziehungen überhaupt zu unterscheiden ist von der theologischen Beurteilung heterosexueller und homosexueller Prägungen und Lebensweisen an sich im Lichte der Bestimmung Gottes für das Leben, andererseits aber auch, daß diese Gestaltung und - sofern sie mit dem Begriff "*Liebe*" charakterisiert wird - auch der Inhalt des Begriffs "*Liebe*" ganz entscheidend von diesen Lebensformen der Geschlechter abhängt und auf sie bezogen ist.

3. "Lebensdienlichkeit" als Kriterium für die Beurteilung des Lebens der Geschlechter und Ehe und Familie als Leitbild

Die Orientierungshilfe der EKD lehnt mit Nachdruck die Behauptung einer Gleichwertigkeit nichtehelicher heterosexueller und homosexueller Lebensgemeinschaften mit Ehe und Familie ab. Für die theologische "Bewertung der Formen des Zusammenlebens" ist die *Lebensdienlichkeit* einer möglichen Lebensform an sich, und zwar in erster Linie für das gemeinschaftliche Leben, das individuelles Leben erst ermöglicht, also "im Blick auf die nachwachsenden Generationen sowie im Blick auf Alte, Kranke und Behinderte"¹⁴, und damit die "Gemeinschaftsgerechtigkeit"¹⁵ das zentrale *sozialethische Kriterium*. Gefragt ist also, welche Lebensform von ihrer Struktur her und nicht erst in der individuellen Ausprägung am meisten "lebensdienlich" ist. Die *Familie* erweist sich als die grund-legende Lebensform, in der und durch die der Einzelne in erster Linie Verantwortung für die größeren Lebenszusammenhänge, die Gesellschaft wie auch den *Generationenvertrag* wahrnimmt. Letzterer ist ohne die Leistungen der Familie nicht denkbar. Er ist nicht nur ein finanzielles, sondern ebenso ein unser Verständnis von "Gerechtigkeit", "Solidarität" und "Bewahrung des sozialen Lebens" betreffendes sozialethisches Problem.¹⁶ Bisher konnte keine Lebensform gefunden werden, die auch nur annähernd so umfassend "lebensdienliche" Funktionen wie die Familie zu erfüllen vermag. Dabei ist nicht nur an die Sozialisation der Kinder, sondern auch an die Sorge der Kinder für die Eltern und die Hilfen zu denken, die Geschwister untereinander erbringen. Es ist sozialethisch gut begründet, der *Ehe*, die *grundsätzlich offen ist für Kinder*, für eine *Familie*, unter den Lebensformen der Geschlechter so eindeutigen Vorrang einzuräumen, daß nur sie als normatives *Leitbild* für das Zusammenleben der Geschlechter wie auch für die Eltern- Kind-Beziehungen in der Kirche gelehrt werden kann. Die Berechtigung dieser Sicht kann nicht dadurch bestritten werden, daß Ehe und Familie in der Bibel nicht eigens in dieser Weise als Leitbild für das Zusammenleben der Geschlechter thematisiert¹⁷, wohl aber vorausgesetzt werden. Aus theologischer Sicht sind sie als heilsame *Vorgaben* und *Angebote* und zugleich *Gebote Gottes* zu betrachten, die am ehesten ein Gelingen des Lebens gemäß der Bestimmung Gottes für das Zusammenleben der Geschlechter *ermöglichen*, mit denen andere Lebensformen also nicht gleichrangig sind. Nur dieser Lebensform der Geschlechter hat die Kirche den von Gott verheißenen Segen zuzusprechen. Die Behauptung, daß zu einem evangelischen Eheverständnis die grundsätzliche Bereitschaft zum Kind nicht konstitutiv hinzugehört¹⁸, ist eindeutig widerlegbar. Sie verdankt sich einer problematischen antikatholischen Frontstellung und folgt einem vom Zoologen A.Kinsey¹⁹ erstmals vorgelegten Theoriekonzept von Sexualität, in der die biologische und soziale Dimension der Sexualität (Daseinssicherung) von der psychischen (Lustbefriedigung u.a.) abgekoppelt und nur in letzterer das spezifisch Menschliche gesehen wird. Erst im Gefolge dieses Theoriekonzepts können Ehe und Familie als "äußere Formen" und "Institutionen" ethisch zweitrangig angesehen und der Akzent ganz auf die innere Gestaltung der Beziehungen der Geschlechter gelegt werden.

4. Zeitbedingte Vorverständnisse in der Deutung biblischer Aussagen zu gleichgeschlechtlichen Beziehungen

Zu den theologischen Beurteilungskriterien gehören die Äußerungen der Heiligen Schrift zum gemeinsamen Leben der Geschlechter und die an ihr zu messenden Aussagen der Bekenntnisschriften der Kirchen. Wer in seinem Vorverständnis von der Unterscheidung zwischen äußerer Form und innerer Gestaltung ausgeht, wird bemüht sein, den Akzent nur auf letztere zu legen, und argumentieren, daß die Bibel nur bestimmte damalige, also zeitbedingte Gestaltungen von Homosexualität verwirft, aber nicht die homosexuelle Lebensweise an sich. Er wird die Zeitbezogenheit biblischer Aussagen herausstellen und aus ihr eine zeitlich begrenzte Gültigkeit ableiten.

Abgesehen davon, daß kein Inhalt der Bibel in dem Sinne "überzeitlich" ist, daß er nicht zeitbezogen ist²⁰, bleibt zu fragen, ob nicht die "gesellschaftliche Akzeptanz" und das mit ihr gegebene Vorverständnis zum Maßstab dafür gemacht werden, was von der Heiligen Schrift heute noch als verbindlich anzusehen ist. Zur Diskussion steht im Streit um die Bewertung homosexuellen Verhaltens also die Gültigkeit der in jeder Hinsicht *geschichtlichen* und damit *zeitbezogenen* theologischen und ethischen Aussagen der Bibel.

Die Orientierungshilfe der EKD stellt fest, daß nach den Aussagen der Bibel "homosexuelle Praxis dem Willen Gottes widerspricht".²¹ Diejenigen, die von dem gezeichneten Vorverständnis ausgehen, behaupten hingegen, daß nicht die homosexuelle Praxis an sich, sondern nur bestimmte homosexuelle Praktiken verworfen werden, nämlich diejenigen, die angeblich in kultischen Zusammenhängen von Fruchtbarkeitsriten stattfanden (Lev. 18; 20; Röm 1,18ff.), damit gegen das 1.Gebot verstießen, und die, durch die Menschen mißbraucht werden (Gen19; Ri 19), in der Zeit des Neuen Testaments also die Päderastie (1Kor 6,9; 1 Tim 1,10) und der Verkehr mit Sklaven. Dabei wird betont, daß es sich um homosexuelle Praktiken heterosexuell veranlagter und praktizierender Männer handelte, die Bibel eine homosexuelle "Konstitution" und "partnerschaftliche" Beziehungen gar nicht gekannt hat. Dementsprechende Interpretationen sind umstritten, weil nicht nachgewiesen und eher unwahrscheinlich ist, daß es homosexuelle Prostitution im Rahmen von Fruchtbarkeitskulten gegeben hat und daß diese bei der späten Abfassung des Heiligkeitsgesetzes noch eine Rolle spielten.²² Zwar sind für die Bibel die heutigen Kenntnisse über homosexuelle Prägungen und Partnerschaftsformen nicht vorauszusetzen, doch ist daraus keinesfalls zu schließen, daß sie diese nicht ebenso verwerfe oder gar billige. Zudem wurde in der heidnischen Antike unter Gegnern und Befürwortern homo-sexueller Beziehungen mit Jugendlichen darüber gestritten, ob nicht trotz vorausgesetzter gegenseitiger Zustimmung ein Mißbrauch der Jugendlichen vorliege.²³ Die Befürworter bestritten das damit, daß es sich um ein Verhältnis auf Gegenseitigkeit handle, in der die "Ehre" und "Würde" des "Knaben" geachtet, er nicht als Mittel zum Lustgewinn mißbraucht werde, er in dieser Beziehung nicht zuletzt auch viel geistige Förderung erfahre. Man könnte auch sagen, sie behaupten, daß dieses Verhältnis auf Gegenseitigkeit mit dem Begriff "Liebe" zu charakterisieren ist.

Diese, auch für die heutigen Diskussionen über "partnerschaftliche" und sonstige homosexuelle Beziehungen wesentlichen Erörterungen zeigen, daß man - selbst wenn Paulus sie nicht gekannt haben sollte - vorsichtig sein muß mit der Behauptung, im heidnischen Umfeld des Paulus habe es homosexuelle Praktiken nur als Ausbeutung Abhängiger gegeben, und nur gegen sie habe Paulus sich gewandt. Vielmehr ist es wahrscheinlich so, daß Paulus, wenn er "Götzendienst" und "Unzucht" rigoros ablehnt (1Kor 6, 12ff.; 10,14ff.), zwei für die Abgrenzung der *Juden* vom heidnischen Umfeld besonders relevante "Noachitische Gebote" auch für die christliche Gemeinde als *verbindlich* einschärft.²⁴ Zur "Unzucht" gehören nach jüdischer Auffassung Inzest, Ehebruch, Sodomie und Homosexualität. Die Ablehnung homosexueller Praxis wird im Judentum nicht in erster Linie mit dem Mißbrauch begründet, sondern mit der Pflicht jedes gesunden verheirateten Mannes, eine Familie zu gründen und Nachkommen zu zeugen (Gen 1,28). Das "Fruchtbringen bedeutet mehr als eine Vermehrung der Bevölkerungszahlen; es ist Teilhabe am göttlichen Werk der Schöpfung und Erhaltung der Welt"²⁵ und zugleich an der Heilsverheißung Gottes für sein Volk (Ps 78,2ff.). Es spricht vieles dafür, daß Paulus mit seiner Ablehnung jeglicher und nicht nur bestimmter "perverser" und "mißbrauchender" Formen homosexueller Praxis - auch in Röm.1,18 ff. - trotz seiner Relativierung der Ehe unter der Perspektive des kommenden

Reiches Gottes (1 Kor 7,7) ganz bewußt dieser jüdischen Tradition folgte, die in der homosexuellen Praxis überhaupt und nicht nur in der Knabenliebe und der den anderen gegen seinen Willen mißbrauchten homosexuellen Praxis eine Verkehrung der von Gott geschaffenen Ordnung der Schöpfung sah. Mit dieser jüdischen Deutung findet sich auch eine biblische Begründung für das theologisch-sozialethische Kriterium der "Lebensdienlichkeit", nach dem Ehe und Familie als *Leitbild* für das Zusammenleben der Geschlechter und als Grundlage eines gemeinschaftlichen, die Generationen übergreifenden Lebens zu betrachten sind. Solche Überlegungen müßten allerdings noch ergänzt werden, z.B. durch Erkenntnisse über die grundlegende Bedeutung der Polarität der Geschlechter im biblisch-theologischen Denken wie auch für die Entwicklung einer psychisch gesunden und gemeinschaftsfähigen Person in der Familie.²⁶

5. Zusammenfassende Schlußfolgerungen

In der theologisch-ethischen Beurteilung homosexuellen Verhaltens kann man schwerlich so verfahren, daß man aus der Vielfalt seiner Gestaltungen nur die "partnerschaftlichen" Beziehungen herausgreift, andere und die davon zu unterscheidende homosexuelle "Prägung" und homosexuelle Lebensform an sich aber überhaupt nicht mehr als Problem thematisiert, nicht mehr danach fragt, welche Lebensformen als solche der Bestimmung Gottes für das Leben der Geschlechter entsprechen und deshalb auch im umfassenden Sinne "lebensdienlich" sind für das gemeinschaftliche wie das individuelle Leben. Die entscheidenden Fragen, inwieweit von einem ethischen Sollen her vorgenommene Unterscheidungen der Realität homosexueller Praxis gerecht werden und dem *Sollen* ein *Können* entspricht, ob die Begriffe "Liebe" und "Treue" in homosexuellen Lebensformen dasselbe wie in der "Ehe" bedeuten, bleiben in kirchlichen Äußerungen weitgehend unerörtert. Entweder unterstellt man einfach, daß sie in den verschiedenen Lebensformen denselben Inhalt haben oder man vertritt die Auffassung, daß der Liebesbegriff letztlich nur subjektiv zu füllen ist, theologisch gesprochen, daß die Liebe die Auflösung des "Gesetzes", der von Gott geschenkten *Lebensordnungen* ist. *Liebe* ist nach biblischer Sicht aber kein inhaltsloser Begriff, den die Partner beliebig füllen können. Sie ist ausgerichtet auf das *gemeinsame Leben*, ist ein *Beziehungsgeschehen*, zu dem *ganzheitliche und lebenslange Treue* und *Verantwortung füreinander* konstitutiv hinzugehören. Die von Gott geschenkten *Lebensordnungen* stehen daher zu dieser Liebe nicht im Widerspruch, sondern sind *Voraussetzungen*, *Gottes Vorgaben* für ein *gelingendes Leben* gemäß der göttlichen Bestimmung, sie ermöglichen erst ein Gelingen des Lebens nicht nur der Partner sondern der menschlichen Gemeinschaft im Generationenzusammenhang überhaupt. Diese *Liebe* ist also nicht die Auflösung dieser Lebensordnungen und der auf sie bezogenen heilsamen Gebote Gottes, sondern - wie das Neue Testament einhellig bezeugt - ihre *Erfüllung* (Röm 13,9; 1Kor 13; Gal 5,14; Mt 5,17ff.; Joh 14,15; 1 Joh 5,2.17ff.), so wie das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit nicht die Auflösung der *Schöpfung*, sondern ihre *Bewahrung*, *Erneuerung* und *Vollendung* bringt. Was *Liebe* genannt werden kann, ist also bei sozialethischer Betrachtung von der *Lebensdienlichkeit*, der Dienlichkeit für das gesamte Leben der Gemeinschaft her zu beurteilen und nicht nur aus dem Horizont der persönlichen Beziehung der Partner oder gar nur ihrer individuellen Bedürfnisse. Aus dieser Sicht wird einmal deutlich, daß die verschiedenen Lebensformen keinesfalls in gleicher Weise der Verwirklichung von Liebe dienen, daß eine homosexuelle Beziehung selbst dann, wenn sie in sozialer und sexueller Treue und Verantwortung füreinander gelebt wird, nicht der von Gott gewollten und im umfassenden Sinne lebensdienlichen Ordnung der Ehe, die für eine Familie grundsätzlich offen ist, entspricht und ihr gleichwertig ist, und

zum anderen, daß der Begriff "Liebe" durch die "Lebensform" entscheidend inhaltlich bestimmt ist, eine Entgegensetzung von "äußerer" und auswechselbarer Form und angeblich gleichbleibender innerer Gestaltung also nicht möglich ist. Deshalb betonen kirchlich orientierte homosexuelle Gruppierungen (HuK) nicht zu Unrecht, daß "ihre Liebe" nicht an dem Maßstab gemessen werden dürfe, der für eine Ehe von Frau und Mann und erst recht für eine Ehe, die zur Familie wird, vielleicht noch gelten mag. Auch wenn dabei kein beliebiges Verständnis von Liebe postuliert wird, handelt es sich doch um ein "reduziertes" Verständnis von Liebe, deren Inhalt sich in dem Maße verkürzt, wie sich die Lebensbeziehungen einer Lebensform auf "abgeschlossene Zweierbeziehungen" oder gar die Erfüllung individueller Interessen und Bedürfnisse reduzieren.

Der Streit um die Beurteilung homosexueller Lebensformen ist nur ein Beispiel für die grundlegendere Frage, vor die der angedeutete Wertewandel die Kirchen heute stellt, nämlich ob sie in einer pluralistischen Gesellschaft überhaupt noch eine an der Heiligen Schrift orientierte christliche Lebensgestaltung vertreten oder ob sie sich dem postmodernen Individualismus - wenn auch mit erheblicher Verspätung - zunehmend anpassen, dessen "Maxime" übernehmen wollen, daß jeder seine Lebensformen nach seinen Bedürfnissen frei wählen und verändern soll, und die Vielfalt der so hervorgebrachten neuen Lebensformen kirchlich legitimieren wollen. Damit ist auch die ekklesiologische Frage gestellt, ob die Kirche ein Abbild des weltanschaulichen und ethischen "Pluralismus" unserer Zeit sein oder ob sie - bei aller sicher auch notwendigen "Pluralität" - doch die Einheit im Glauben an und im Leben unter dem *einen* Herrn Jesus Christus leben (vgl. Röm 14 f.) und so in einer pluralistischen Zeit zur Orientierung verhelfen will.

Anmerkungen

1. Der Beitrag versteht sich als indirekte Entgegnung aus theologischer und sozialetischer Sicht auf den Aufsatz von H.Doppfel. Dabei konnten wegen Begrenzung des Umfangs nur einige Aspekte dieser Thematik behandelt und mußte die Zahl der Literaturverweise beschränkt werden. Zur ausführlichen Erörterung sei verwiesen auf das Buch des Verfassers: "Liebe, Glück und Partnerschaft - Sexualität und Familie im Wertewandel", Wuppertal 1996.

2. Vgl. Eibach, ebd. S. 19 ff.

3. Vgl. U.Beck /E. Beck-Gernsheim, Das ganz normale Chaos der Liebe, Frankfurt 1990, S. 222ff.

4. Kritisch dazu vgl. B. Wannewetsch, Die Freiheit der Ehe, Neukirchen 1993, S.181 ff.; ders., Das "Natürliche" und die Moral, in: ZEE 38(1994), S.168 ff.,bes. 178 ff.; M. Marquardt, Ehe als Raum des Lebens, in: W. Härle, R. Preul (Hg.), Sexualität, Lebensformen, Liebe (Marburger Jahrbuch Theologie VII), Marburg 1995, S. 85 ff.

5. So H. Doppfel

6. Das trifft auch noch auf den Beitrag der EKD zu: "Mit Spannungen leben. Eine Orientierungshilfe des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland zum Thema 'Homo-sexualität und Kirche'", EKD Texte 57, Hannover 1996

7. Stellungnahme der Nordelbischen Synode zur Handreichung "Ehe, Familie und andere Lebensformen vom 23.März 1996" Nr. 9, abgedruckt in VELKD, Die Ehe als Leitbild christlicher Orientierung, Texte aus der VELKD Nr. 75/1997, S. 55 ff.

8. Die Zahlenangaben beziehen sich auf folgende Lit.: M. Dannecker/R.Reiche, Der gewöhnliche Homosexuelle, Reinbek 1974; M.Reinisch/R.C. Beasley, Der neue Kinsey-Report. Sexualität heute, München 1991. Das homosexuelle Paar D.McWhriter/A. Mattison (The Male Couple: How Relationships Develop, Engelwood Cliffs,N.J.1984) hat eine Untersuchung mit dem Ziel durchgeführt nachzuweisen, daß "schwule" Paare in sozialer und sexueller Treue miteinander leben können. Von unter dieser Absicht ausgewählten und befragten 156 Paaren, die zwischen 1 bis 37 Jahren zusammenlebten, waren zwei Drittel die Beziehung eingegangen in der Absicht, in sexueller Treue zu leben, doch waren nur 7 davon treu geblieben. Darunter war kein Paar, das länger als 5 Jahre miteinander lebte. Dies bestätigt die These, daß eine Trennung von sozialer und sexueller Treue, sofern sie nicht von vornherein vorausgesetzt wird, in der Regel bald im Vollzug der Lebensgemeinschaft eintritt, ohne daß damit bestritten wird, daß es viele Partnerschaften mit sozialer Treue, Verantwortung und Fürsorge füreinander - auch in der Zeit der Krankheit - gibt. Vgl. Dannecker, Der homosexuelle Mann im Zeichen von Aids, Hamburg 1991; Deutsches Institut f. Jugend und Gesellschaft (Hg.), Homosexualität und christliche Seelsorge, Neukirchen 1995, S. 62 ff.,160ff.

9. In ders. (Hg.), Die Menschlichkeit der Sexualität, München 1983, S. 55 f.; ähnlich U. Rauchfleisch, Schwule, Lesben, Bisexuelle. Lebensweisen, Vorurteile, Einsichten, Göttingen 1994, bes. S.230ff.

10. J.B. Nelson, The Intimate Connection: Male Sexuality, Masculine Spirituality, Philadelphia 1988; ders., Body Theology, Louisville KT 1992; G.D. Comstock, Gay Theology Without Apology, Cleveland 1993. Zu verweisen ist in diesem Zusammenhang auch auf die in ähnliche Richtung gehenden Tendenzen von H. van der Geest, Verschwiegene und abgelehnte Formen der Sexualität, Zürich 1990, der z.B. wie Nelson und Comfort keine grundsätzlichen Bedenken gegen Pädophilie hat (vgl. S. 135 ff.). Vgl. Referat zur amerikanischen Diskussion bei Eibach, aaO S. 174ff.; zur "Pro-Gay-Movement" vgl. Homosexualität und christliche Seelsorge, aaO (Anm.8), S.160 ff. 195 ff.

11. HuK (Hg.), Farbe bekennen. Ein Projekt für ihre Gemeinde, Köln, 3.Aufl. 1992, Zitate S. 22ff., 39 ff.

12. Die Promiskuität unter Heterosexuellen wird aber von Vertretern der "Schwulenbewegung" überzeichnet. Nach neuesten Untersuchungen haben 47% der verheirateten Männer ein- und mehrmals außereheliche Sexualkontakte.

13. Die Orientierungshilfe des Rates der EKD (aaO Anm.6, S.35) nennt "Freiwilligkeit, Ganzheitlichkeit, Verbindlichkeit, Dauer, Partnerschaftlichkeit" ohne die Frage zu stellen, wie viele homosexuelle Menschen, insbesondere Männer, diesem Sollen entsprechend leben und leben können. Vgl. Eibach, aaO S. 41ff., 165 ff.

14. S. 31

15. Dieser Begriff taucht im Diskussionspapier der Ev.Kirche im Rheinland, "Sexualität und Lebensformen sowie Trauung und Segnung", Düsseldorf 1996, S. 59ff. auf, ohne daß seine sozialetische Bedeutung dort klar wird. Nachträglich hat B. Klappert (Wuppertal), auf den der Begriff zurückgeht, eine sich allerdings nur auf die Ebene der

inneren Gestaltung beziehende Erläuterung dazu geliefert; vgl. Ev. Kirche im Rheinland (Hg.), "... und hätte die Liebe nicht", Düsseldorf 1997, S. 26 ff.

16. Vgl. Eibach, aaO S. 226 ff.

17. So H. Doppfel

18. So EKIR Diskussionspapier, aaO (Anm15), S. 92; ähnlich Doppfel; zur Unhaltbarkeit dieser Behauptung vgl. Eibach, aaO S.108ff., 246 ff.

19. Vgl. Eibach, aaO S. 50ff.

20. Vgl. zur Kritik H. Hempelmann, in: Homosexualität und christliche Seelsorge, aaO (Anm. 9), S. 238 ff.

21. AaO (Anm.6), S. 20

22. Vgl. K. Haacker, Exegetische Gesichtspunkte zum Thema Homosexualität, in: Theol.Beitr 25 (1994), S. 173 ff.; E. Otto, Theologische Ethik des Alten Testaments, Stuttgart 1994, S. 119 ff.

23. Vgl. M. Foucault, Sexualität und Wahrheit, Bd. II, S.259 ff.; Bd. III, S.241ff., Frankfurt 1986; K.J. Dover, Homosexualität in der griechischen Antike, München 1983

24. Vgl. Klaus Müller, Tora der Völker, Berlin 1994. Den Hinweis auf diese Arbeit verdanke ich Herrn Prof. Dr. M. Wolter/Bonn.

25. Ebd. bes.S.113, 254

26. Vgl. Eibach, aaO S. 146 ff.